

Ein Spaziergang auf den Urnerboden

Autor(en): **Kind, P.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **3 (1899)**

Heft 23

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575701>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Säge auf dem Urnerboden.

Ein Spaziergang auf den Urnerboden.

Von P. Kind, Pfarrer in Schwanden.

Mit zwölf Originalzeichnungen von J. Kuch (Schwanden), Paris.

einem Sennen von Unterschächen. Da wird es wimmeln von Kurgästen aller Nationen. So hoffen es wenigstens die Enthusiasten der neuen Klausenstrasse.

Ich lobe mir den Urnerboden, wie er jetzt noch ist, in seiner Ursprünglichkeit und Einfachheit, an der auch die neue Kunststrasse noch nicht viel geändert hat. Der Fußgänger läßt sie mit ihren langgezogenen Windungen ohnehin lieber bei Seite und wählt zum Aufstieg über die Wiesenhänge der Fruttberge die steilen Fußpfade, während er oben, nachdem die Höhe überwunden und der eigentliche „Boden“ betreten ist, dem rauhen Kies der Straße den schwellenden Rasen der Sumpfwiesen vorzieht.

Wir wählen heute den steilen Gängelweg, der schon unterhalb des ersten Tunnels ob dem Lintthaler Bahnhofe an der Kante einer jähren Schlucht durch Laubwald direkt auf die, Sonnenberg genannte, Terrasse der Fruttberge hinaufführt. Ueberraschend schön ist hier der Blick beim Austritt aus dem Waldesschatten auf die freie

Vor wenig Jahren hat das große Touristenheer vom Urnerboden noch nicht viel gewußt. Nur selten fand sich im Vergleich zu andern Alpenübergängen ein Wanderer, der den alten Fuß- und Saumpfad vom Lintthal nach dem Schächenthal oder umgekehrt unter die Füße nahm. Das Wirtshäuschen bei der Kapelle genügte dem Bedürfnisse vollkommen, und nur der Unglückliche, den sein böser Stern am Sonntag nach St. Verenentag auf den „Boden“ führte, konnte zusehen, wie er etwa in einem Winkel Platz und eine Ruhestatt fand. An diesem Tage nämlich wird da oben Aelpler-Kilbi gehalten, und da strömt von allen umliegenden Alpen und Bergweilern das Aelplervolk zusammen, schönes und häßliches, grobes und feines, und auch aus den Thälern des Schächen und der Linth herauf finden sich Kilbigäste ein, darunter Gäste zweifelhafter und auch ganz unzweifelhafter Natur, die an dem wilden Treiben dieser Bergkilbi ihr Vergnügen finden. Da donnern die ganze Nacht hindurch die Holzbödenchuhe auf den Dielen der Wirtsstube, die Fauchzer gellen, und diese Orgie im kleinen Bergwirthshaus unterscheidet sich von ähnlichen „Vergnügungen“ auf dem Parkett der städtischen Paläste nur durch die lautlose Stille und Dede der Gebirgswelt ringsumher, durch die Abwesenheit alles städtischen Lurzes und aller Toiletten und durch die naive Roheit und Sinnlichkeit des ganzen Treibens.

Schon jetzt ist da oben vieles anders geworden, wiewohl die Klausenstrasse noch unfertig ist und die eidgenössische Post noch nicht über den Berg fahren kann. Und bald wird es noch ganz anders aussehen. Da werden sich Gast- und Kurhäuser erheben, die der Landschaft so wohl anstehen, wie der neueste Gigerlanzug



Glerner Bauernthyp.

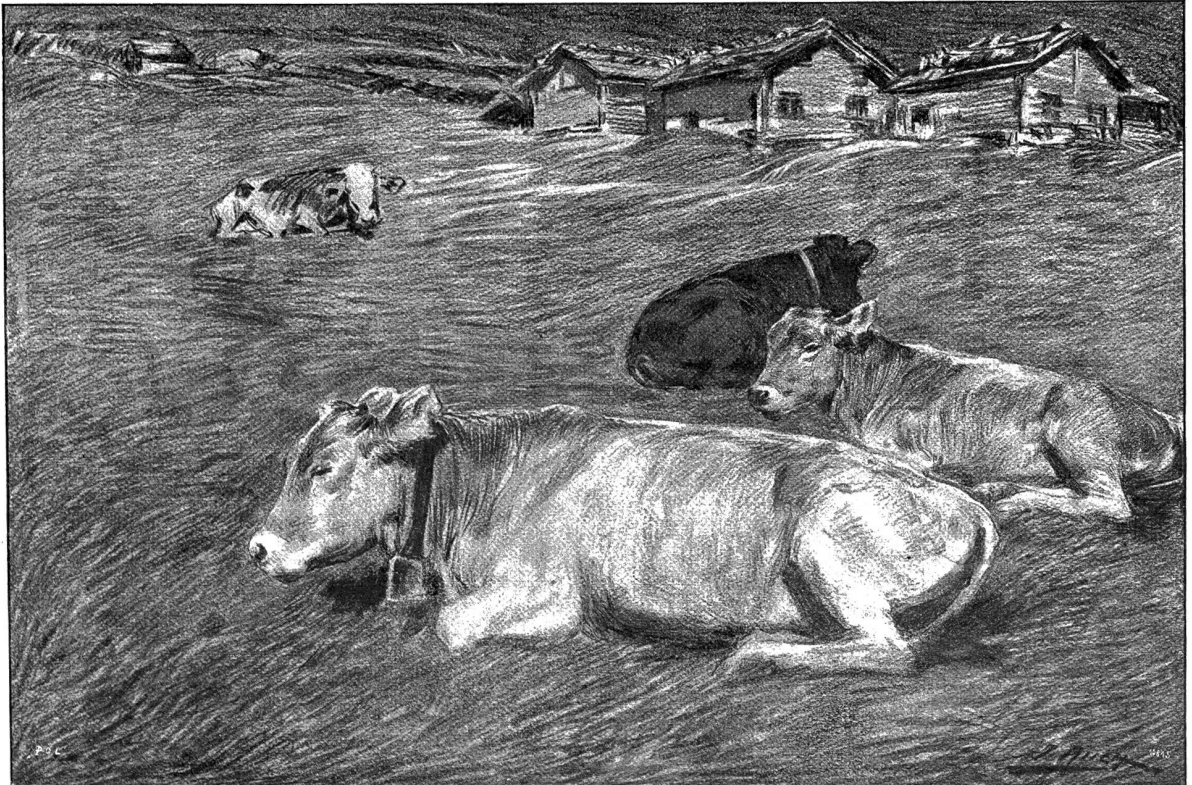
Höhe. Vor uns liegen im Sonnenglanz die im kräftigsten Grün prangenden Matten der Berggüter von Frutt, die in drei Stufen den Berggang hinanklimmen, auf jeder Stufe eine Gruppe brauner Häuser tragend. Darüber hinaus fällt der Blick auf die Schlucht des Fätschbaches, dessen oberster Fall mit seinem weißen Schaum aus dunklem Felsengrund hervorschimert, und über sie hinaus auf den Kamerstock, hinab in die noch in Morgenschatten gefüllten Tiefen des hintersten Eintthales und wieder aufwärts zu den Bergriesen der Tödigruppe, ihren schwarzen Wänden und weißen Gletscherströmen.

Nachdem die obere Grenze der Fruttberge erreicht und das Gebiet der Alp Unterfrittern betreten ist, zieht sich die Straße durch Tannenwald in die Schlucht des Fätschbaches hinein, der hier in mäßiger Tiefe die große dichtbewaldete Frontmoräne gletschers durchbrochen hat.

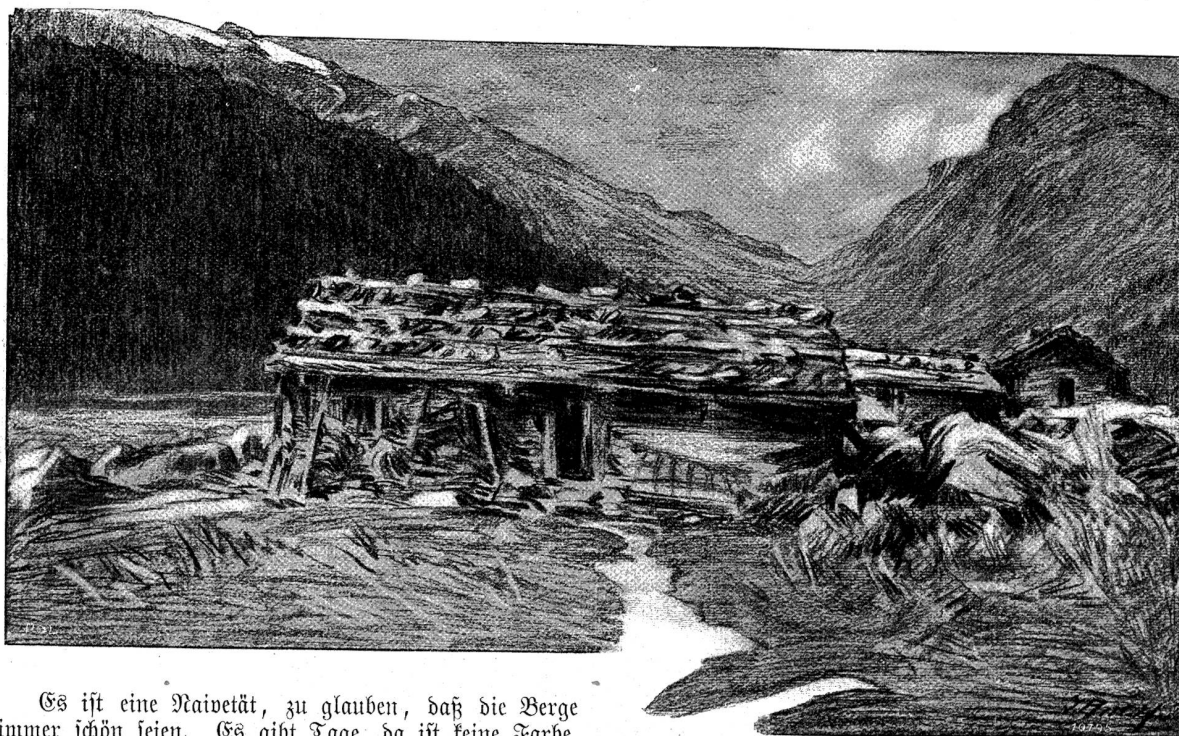


Der „Mungg“ (Murmeltier), Glarner Bauernty.

Epilobium, die dunkelblauen Helme des Aconitum, die gelben Sterne von Senecio, Crepis und Hieracium, die grünen Wedel der Farren zieren die sonnigen Lichtungen längs der Straße. Auf der frischen Bruchfläche eines mächtigen, rötlichen Serpentinblockes, der neben der Straße liegt, eines Fundstückes aus der Moräne, ist das Wappenbild der Glarner, der heilige Fridolin, ausgehauen. Der Stein soll an die Landesmark kommen, dahin wo einst, der Landesfage nach, der Glarnerläufer, für sein Land sich opfernd, unter der Last des Urnerläufers zusammengesunken war, nachdem er ihn, den früher aufgebrochenen und ihm zuvor gekommenen, noch eine Strecke weit bergauf getragen hatte. Bald ist die Landesmark erreicht; nach wenigen Schritten haben wir den das Thal abschließenden Moränenhügel hinter uns und stehen im Thalgrunde des Urnerbodens, der Ennetmarch, wie die roten Leuchter des Urner dieses ihnen zugehörige Alpengebiet benennen.



Mittagsruhe auf dem Urnerboden.



Nach der Klausenpashöhe.

Es ist eine Naivetät, zu glauben, daß die Berge immer schön seien. Es gibt Tage, da ist keine Farbe, kein Licht und Leben in dem Bilde. Da machen die alten, steinernen Herren von ihren hohen hohen Sätzen herunter recht leberne, stumpfe, verdrossene Gesichter. Heute ist's anders. Was doch die liebe Sonne für eine Zauberin ist! Welche Farben bringt sie in das Bild, wenn die unendliche blaue Tiefe des Himmels sich über das Ganze spannt! Wie schön sind die weißen Wolkenfahnen, die im Sonnenlicht von den Gipfeln der Berge flattern!

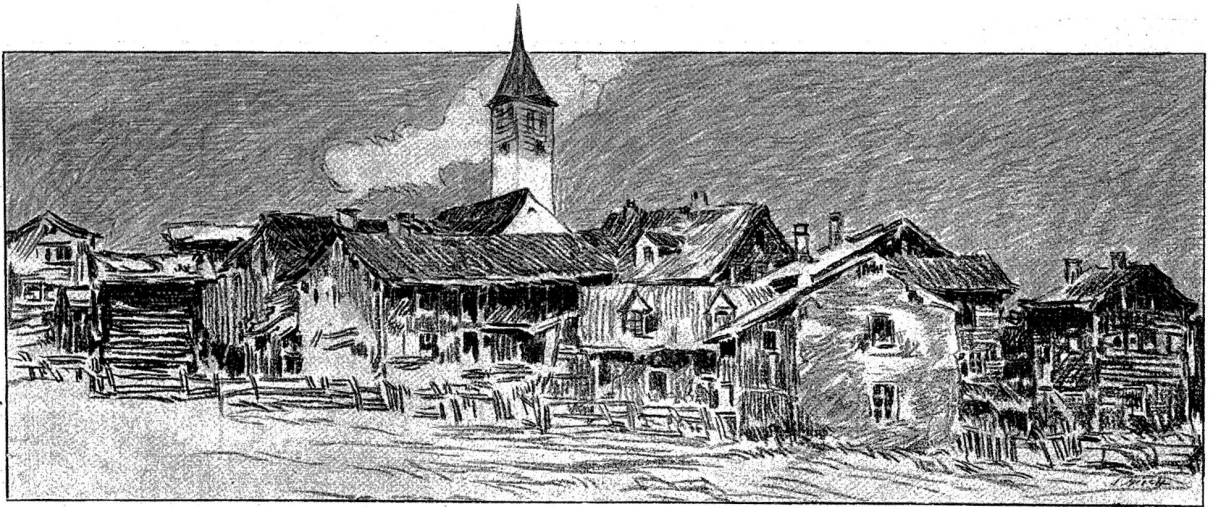
Der Blick wird hier unwillkürlich in die Höhe gezogen, von der ebenen, etwas sumpfigen Thalsohle hinauf zu den Bergen, zu den hellgrauen Kalkwänden, Zinnen und Zacken der Jägerstöcke, die rechter Hand in elliptischer Kurve sich bis zur Pashöhe hinziehen und auf einem grünen Sockel steiler Bergwiesen und Alpweiden thronen. Gleich Plänklerketten klinken hier und da schwarze Tannenreihen gegen die Felsenburgen empor. Wäre die andere Thalseite gleich gestaltet, so hätten wir hier das großartigste Amphitheater, das sich denken läßt, ein Amphitheater nicht für Menschen, sondern für Riesen und Götter, die sich's auf den hohen Felsenstufen bequem machen könnten. So aber ist der Bau nur bis zur Hälfte gediehen, und auf der süd-



Senn vom Urnerboden.

lichen Thalseite bietet sich dem Auge ein völlig anderes Bild. Da schauen über einem dichten, schwarzen Waldmantel, der die ganze Thalsohle von den höher liegenden Alpweiden bis hinunter ins Flußbett bedeckt, die sanft gerundeten Firnfelder und Felsenköpfe der Klarsteinstöcke und des Gemsfayerstockes auf uns herab. Ein imponierender Anblick, dessen Eindruck sich noch erhöht, wenn man, vom Hintergrunde des Thälchens zur Höhe des Klausenpasses ansteigend, in den wilden Felsenfessel der Klus hineinblickt, in den sich aus den aufgelagerten Firnmassen Gletscherbäche in stäubenden Fällen über ungeheure Wände hinunterstürzen.

Hat sich dann das Auge an diesen Bildern der Höhe gesättigt, so wendet es sich dem auf den ersten Blick so bescheidenen und unbedeutenden Thalgrunde zu und entdeckt auch da jene intimen Reize der Natur, die zuerst unbemerkt bleiben und dem rasch vorübereilenden Wanderer in der Regel sich gar nicht erschließen. Ein klares Wasserlein eilt neben der Straße über braunen Stein- und Moorgrund dem



Alt Göschenen.

Thalausgänge zu, und einige Tannen haben sich an seinem Ufer in malerischer Gruppe auf moosbewachsenen Felsen zu stiller Zwiesprache zusammengefunden. Weiterhin erheben sich niedrige Moränenwälle, von Tannen gekrönt, aus dem flachen Alluvialboden, und in ihrem Schutze stehen braune Hütten und Ställe; so niedrig ducken sie sich unter ihren flachen, von Steinen beschwerten Schindeldächern vor den Unbilden des Hochgebirges, daß man kaum Menschenwohnungen darin vermuten würde, wenn nicht ein paar blinde Scheiben von menschlicher Kultur sprächen und da und dort neben der Hütte ein Mädchen oder eine Frau strickend und Kinder hütend auf dem grünen Rasen zwischen Felsblöcken säße. Die meisten dieser Hütten liegen in dichten Gruppen auf den trockenen Schuttkegeln der linken Thalseite, und ihre Namen heimeln uns gut alamanisch an: Unterste Wang, Mattenwang, Oberstwang, Miet- und Spittelrüti. Eine rechte Bergstille herrscht. Wenn nicht aus den Hütten vom Mattenwang ein Mädchen mit einem Strauße Edelweiß herbeilief, man könnte glauben, sie seien ganz

ausgestorben. Auf der Straße begegneten wir wenig Leuten, zwei breitschultrigen und breithüftigen Urnermädchen, mit roten erhitzten Gesichtern, den Stock in der Hand, das stark beladene „Kess“ auf dem Rücken, tief vornüber gebeugt, mit ihren Holzschuhen auf dem Straßenkiese klappernd, ein paar Geschäftsleute und einigen Frachtwagen mit Lebensmitteln für die elfshundert Straßenarbeiter in der Jägerbalm, von denen man jedoch nichts hört und sieht, bevor man hart bei ihnen ist.

Die Ennetmärchgenossen, die an der Allmend des Urnerbodens und seiner Alpen Anteil haben, scheinen teilweise recht arme Leute zu sein. Ihr ganzer Nutzen ist wohl das würzige und kräftige Heu, das sie an den Abhängen der Jägerstöcke den Sommer über sammeln. Etliche eingehetzte, armselige Aeckerchen liefern etwas Gemüse und Kartoffeln. Die Wohl-

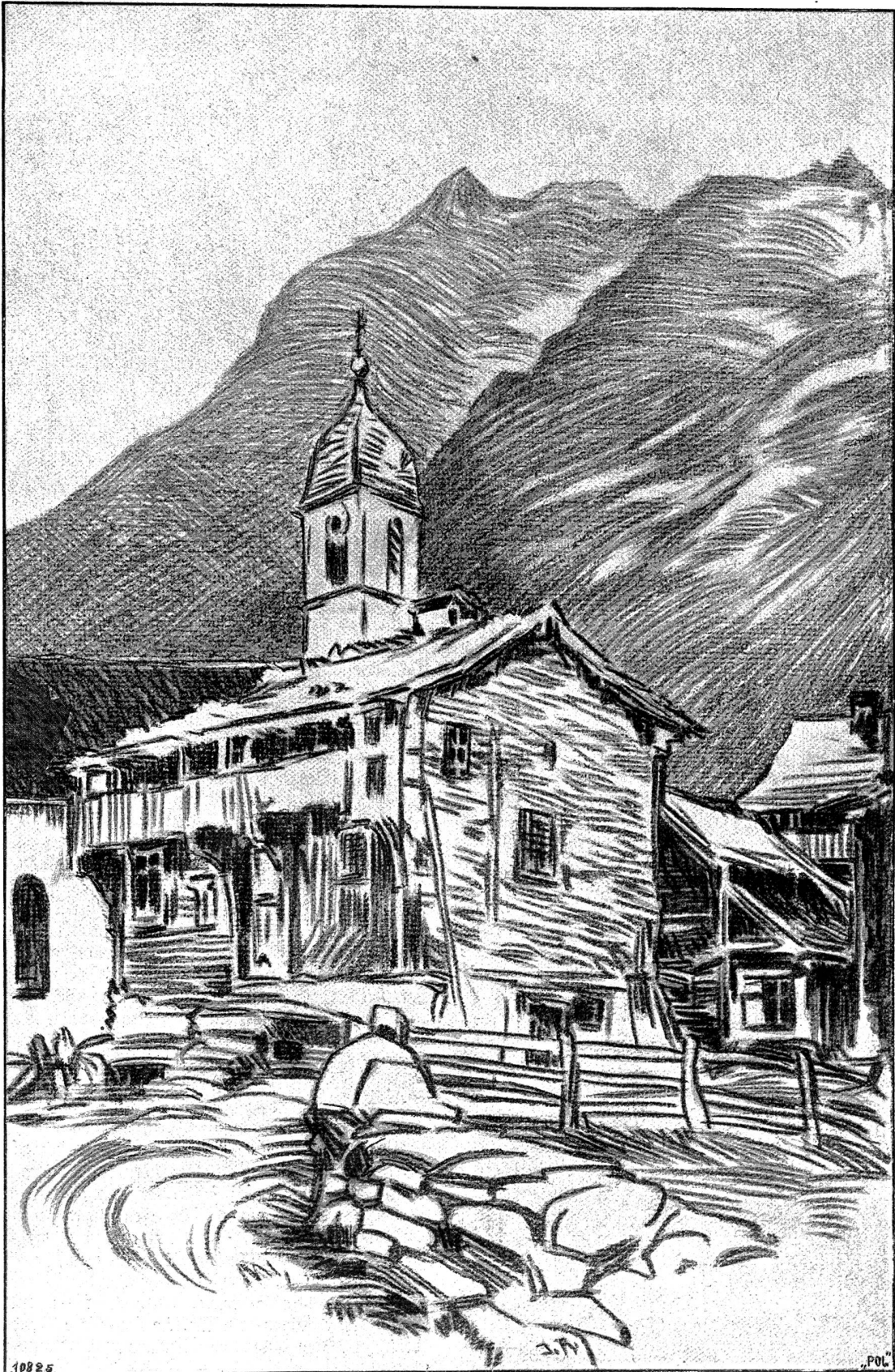
habenderen natürlich, die eine schöne Viehhabe besitzen, können ihr Genußrecht schon ausnützen, indem sie ihr Vieh auf den schönen Alpen Wängi, Orthalden, Gemsfayer, Fisten u. s. w. sömmern und den Alpmützen,



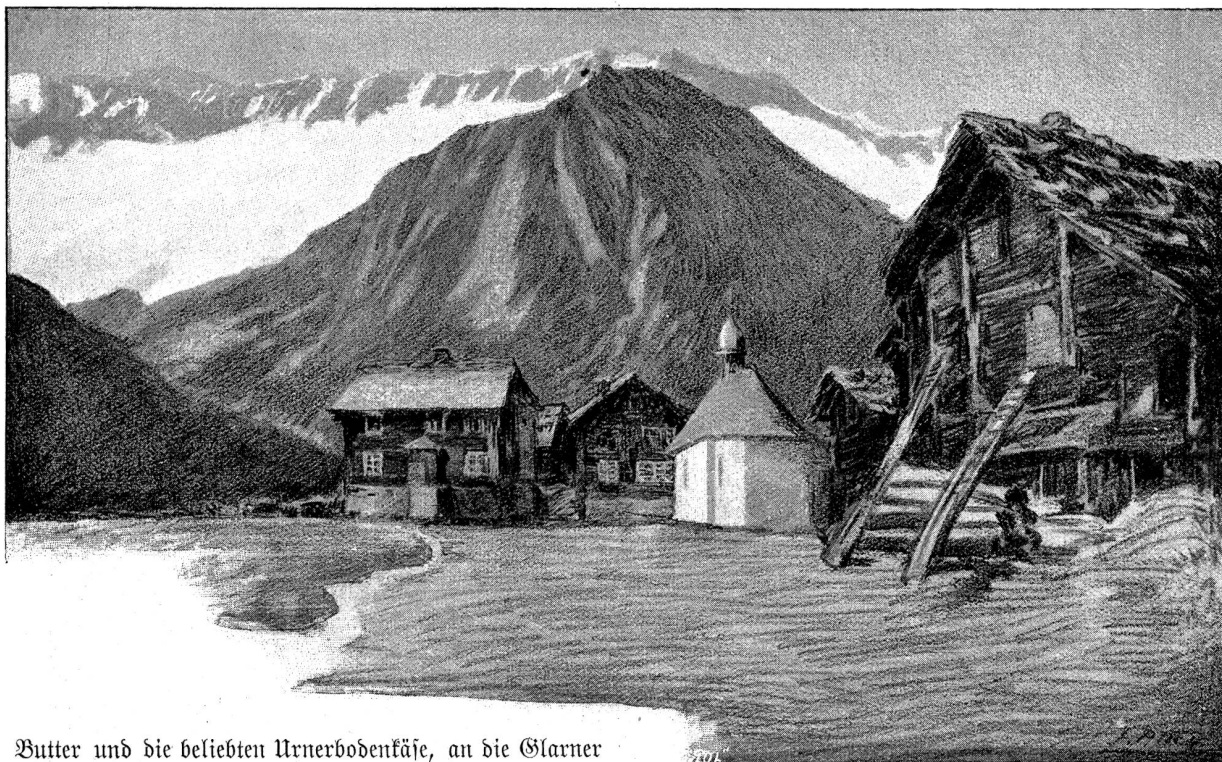
Senne vom Urnerboden.



Häusergruppe auf dem Urnerboden.



Posthaus von Mayen (Mayenthal).



Göscheneralp.

Butter und die beliebten Urnerbodenkäse, an die Glarner Händler verkaufen. Diese Allmend-Genossamen der Schwyzer und Urner sind eine eigentümliche soziale Einrichtung, deren Ursprung ich nicht kenne. Sie schränken den Genuß am Nutzen der Alpen auf eine Anzahl Geschlechter ein, die einst klug genug gewesen waren, sich rechtzeitig beim Teilen herbeizumachen. Uebrigens könnte die Genossame des Urnerbodens den Nutzen ihres Kollektiveigentums noch erheblich steigern durch eine planmäßige Entwässerung des sumpfigen Thalbodens.

Wir steuern schließlich zwischen völlig baumlosen Sumpfflächen links und rechts dem obersten Moränenhügel zu, der hier als Querriegel das Thal in seiner ganzen Breite abschließt und in zwei ungleiche Hälften teilt. Auf seinem unebenen Rücken trägt er neben einem lichten Tannen- und Föhrenhain eine Kapelle, das



Kapelle auf der Spittelrüti (Urnerboden).

Kaplanhaus und einige bessere Bauernhäuschen, die sich jetzt fast alle in Wirtshäuser umgewandelt haben. Hier ist der kirchliche, soziale und politische Mittelpunkt des Urnerbodens, wenn man so große Worte von diesem Alpen-thälchen brauchen darf. Hier waltet der junge Kaplan seines Amtes, und wenn er studieren will und darf, so hat er Zeit und Ruhe genug dazu. Hier sammeln sich rings um den Hügel die braunen Hütten und Gaden zu dichten Haufen in den Weilern Spittelrüti, Hergersboden und Oberste Wang. Doch liegen sie ganz leblos da. Kein Laut, keine Bewegung unterbricht die tiefe Stille. Wo sind die Leute? Der Urnerboden ist nur im Sommer bewohnt. Im Winter stört nichts die erhabene Ruhe dieser Gebirgswelt. Aber auch zur Sommerszeit verlieren sich die Leute tagsüber in den weiten Revieren der Berge. Nur zur Frühlings- und Herbstzeit, vor und nach der Alpfahrt, herrscht mehr Leben. Da bedeckt sich die weite grüne Fläche des Thalbodens mit Hunderten weidender Kinder, und melodisches Herdengeläute erfüllt die stille Bergwelt.

Im Sommer aber, wenn die Hirten und Herden „z' Alp“ sind und nur die Frauen und Kinder in den Hütten am „Boden“ wohnen, kann der Wanderer abends den „Alpgegen“ hören, der nach uraltem Brauch von den Sennen ins Thal hinuntergerufen wird, eine Aufforderung an die daheim Gebliebenen zur gemeinsamen Andacht. In jenen Dämmerstunden, wenn der Frieden des Feierabends sich in die Seele senkt und das Gemüt andächtig stimmt, wenn der Himmel, die schimmernden Firnsfelder und die grauen Kalkwände im purpurnen Abendlicht erglühen, die Wolken sich mit goldenen Rändern schmücken und am Firmament ein wunderbares

Farbenspiel beginnt, während die Schatten aus der Tiefe höher und höher steigen und allmählich das Thal mit ihrer dunklen „geisterhaften Flut“ erfüllen, wenn das Kapellenglöcklein nach des Tages Arbeit zum Abendgebet ruft, dann tritt von all den Alpstaffeln je ein Senn auf eine vorspringende Anhöhe und ruft ins schattendunkle Thal hinab

Die Litanei des Alpsegens:

Alle her, zu Loben,
 Alle Schritt und Tritt
 In Gottes Namen loben!
 Alle Heiligen und Auserwählten
 Sollen mit uns Gottes Namen loben!
 Hier auf dieser Alp ist ein goldener Ring,
 Der ist die liebe Mutter Gottes
 Mit ihrem herzerliebtesten Kindlein Jesu.
 Ach, du allerliebster Herr Jesus Christus,
 Behüte und bewahre uns alles,
 Was auf dieser Alp ist und dazu gehört!
 Das walte Gott und die hochheiligste Dreifaltigkeit,
 Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiliger Geist!
 Das walte Gott und der heilige St. Joseph,
 Er wolle uns zu Hilf und Trost cho, *)
 Setzt und auf dem Todbett!
 Das walte Gott und der heilige St. Michael,
 Dem befehlen wir uns mit Leib und Seel!
 Das walte Gott und der heilige Antonius und der
 heilige Wendelin,

*) kommen.

Er wolle uns das Vieh hüten und bewahren!
 Das walte Gott und der heilige Gallus
 Und alle Auserwählten und Heiligen.

Darauf fallen alle Alp- und Thalbewohner ein und beten das Folgende gemeinsam:

O Gott, mit deinem Segen
 Gehen wir Alpbewohner der Ruh' entgegen.
 Dein Name sei gepriesen!
 Unser Leben und unser Ende steht in Deinen Händen.
 O Gott, laß uns einst alle selig enden!
 Wir denken an Dich, o Gott, in stiller Nacht,
 Da Du, Lieber, immer wachest,
 Und wann der Tag der Ewigkeit anbricht,
 Zeige uns Dein freundliches Angesicht.
 O Jesus, wir legen unsre müden Glieder
 Zur Ruhe nieder.
 Auf Dich vertrauend, schlafen wir ein,
 So sind wir sicher, keusch und rein.
 O Jesus, segne uns alle auf dieser Alp!
 O Jesus, segne alle unsre Freunde und Feinde!
 Segne alle Menschen und erquicke sie
 Durch eine sanfte Ruhe!
 Bewahre uns vor allem Uebel!
 O Jesus, behüte unser Vieh vor aller Krankheit.
 O Jesus, beschirme unsre Alp vor Bliz und Angewitter!
 Das walte Gott und die heilige Mutter Gottes!
 Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des
 heiligen Geistes. Amen.
 Ave Maria! Ave Maria! Ave Maria!
 Am Schlusse des Tages sei dies der letzte Gruß!
 Gelobt sei Jesus Christus, daß durch die ganze Alp
 Das Echo wiederhallt in Ewigkeit! Amen.

(Schluß folgt).

Der Teufel.

Aus der Alpensage. Von Georg Lutz, Bern.

Die ganze Sagenwelt ist eigentlich aus dem Unheiligen aufgebaut und ihre Gestalten gelten als ausgestoßen aus dem Reiche des Lichtes und des Heils. Das Dämonische ist ihr Wesenskern und ewige Unraft ihr Teil. Daher das geheimnisvoll Wehmütige, das hoffnungslos traurige Sehnen und Wandern nach dem Unerreichbaren, das uns bei vielen dieser Sagen geschöpfe so rührend anmutet; daher der düstere Trost, das unheimlich Bedrohliche der bössartigen Sagenwesen. Sie alle galten im Volksglauben von jeher als etwas Heidnisches, dem Geist und dem Heiligen des Christentums direkt Entgegengesetztes. Es ist darum leicht begreiflich, daß in diesem Kreise die eigentliche Verkörperung des Bösen, Seine Unheiligkeit der Teufel, eine führende Rolle spielen mußte. Und obwohl es ja im Grunde der Teufel des Christenglaubens ist, so paßt er doch ganz vorzüglich zu jenen Ueberbleibseln einer heidnischen Götter- und Dämonenwelt. Er ist ein Hauptführer in den Heerscharen der Nacht, und in allen nur denkbaren Verkleidungen und Verwandlungen begegnet uns seine Schreckgestalt mit ihrem Gefinde. Bald erscheint er als Anführer einer nächtlichen Geisterprozession, bald als galanter Tanzmeister bei den gottlosen Belustigungen der Hexen auf einsamer Waldwiese, bald als einsamer Genszäger in grünem Wamms und Hütlein mit dem Hahnenschwanz, am häufigsten jedoch in jener ureigensten Gestalt, wie ihn das Volk sich ein- und abbildet. Niemals aber verleugnet er seine hinterlistige oder zerstörungslustige Teufelsnatur. In der Regel stellt er sich in ganzer Größe, besonders im Kampf mit dem Christentum und seinen Gewalten. Er schleppt ungeheure Steinblöcke hoch durch die Lüfte, um Kirchen und Kapellen zu zerschmettern. Aber gewöhnlich bemerkt irgend ein guter Heiliger das schändliche Vorhaben noch rechtzeitig, und unter dem Einflusse einer höheren Macht erlahmen die Flebermauschwingen des Satans; die Bürde entfällt seinen Schultern vor dem Ziele, fällt tief ins Thal hinab, und einsam liegt heute der steinerne „Findling“ auf irgend einer Wiese. Das Volk kann sich seine Herkunft nicht

andern erklären als durch Teufelspuk; das Jungvolk erzählt die Sage weiter und zeigt wohl gar mit leisem Grinsen an dem rätselhaften Felsklumpen die Eindricke der Teufelsklauen. Am mindestens ein Duzend verschiedene Derlichkeiten knüpft sich diese nämliche Sage in wenig abweichender Lesart.

Man weiß, daß im Altertum und noch zur Zeit Karls des Großen das Alpengebirge mit seinen Gletschern und Eindrücken als das eigentliche Phantomreich aller Geister, Teufel und Dämonen gegolten hat. Die Völker der Ebene verbannten ihre mißliebigen Geister und Kobolde mit Vorliebe in die Felsreviere des Hochgebirges, an dem man damals nur das schreckhaft Wilde und Furchtbare sah; die Schönheiten der Gebirgswelt zu entdecken, blieb einem viel späteren Jahrhundert vorbehalten. C. F. Meyer hat in einer seiner unvergleichlichen, aus der gründlichsten Zeittkenntnis geschöpften historischen Novellen („Die Richterin“) jener phantastischen Anschauung der Alten über das rätsliche Hochgebirge treffenden Ausdruck verliehen. Der Palastschule Karls des Großen doziert der gelehrte Altkun vor einem Kirchenthor der Stadt Rom: „Wer seinen Weg durch das rätsliche Gebirge nimmt, hat, ohne den harten, aber in Stücke gerissenen Damm einer Römerstraße zu zählen, die Wahl zwischen mehreren Stiegen, die sich alle jenseits des Schnees am jungen Rhein zusammenfinden. Diese Wege und Stapsen führen im Geisterlicht der Firne durch ein beirrendes Netz verstrickter Thäler, das die Fabel mit ihren zweifelhaften Gestalten und lustigen Schrecken bevölkert. Hier ringelt sich die Schlangenkönigin, wie verlockt von einer Schale Milch, gegenüber, aus einem finstern Born, taucht die Fei und wehflagt. Sie ahnt das ewige Gut und kann nicht selig werden. Dahinter, zwischen Eis und Schnee, in einem grünen Winkel, weidet eine glockenlose Herde und ein kolossaler Hirte, halb Firn, halb Wolke, neigt sich über sie.“

Bei vielen Völkern des Altertums galten insbesondere die Bergspitzen als die Heimstätten der guten und bösen Geister, so auch bei den rätischen und keltischen Stämmen, die einen